Hat die Vergangenheit eine Zukunft?

Bemerkungen zu den kulturwissenschaftlichen Lektüren der postsozialistischen Stadt

von Erzsébet Berta (Debrecen)

Rezension v.: Kovács, Tímea (Hg.): Halb-Vergangenheit. Städtische Räume und urbane Lebenswelten vor und nach 1989. Berlin: Luka Verlag 2010 und Pichler, Adelheid/Marinelli-König, Getraud (Hg.): Kultur – Erbe – Stadt. Stadtentwicklung und UNESCO-Mandat in post- und spätsozialistischen Städten. Ein Vergleich aus kulturwissenschaftlicher Perspektive. (Gedächtnis – Erinnerung – Identität 8.) Innsbruck u.a.: Studien Verlag 2008. Der Beitrag erschien unter dem Titel: Berta Erzsébet: Van-e a múltnak jövője? A posztszocialista városok kultúratudományos szemléjének margójár. In: Debreceni Disputa 11 (2010), pp. 38-42. (Gefördert vom TÁMOP 4.2.1./B-09/1/KONV-2010-0007 Projekt im Rahmen des New Hungary Development Plan, sowie vom Europäischen Sozialfonds und dem Europäischen Regionalentwicklungsfond.)

Abbildung 1: T. Kovács (Hg.): Halb-Vergangenheit...

Die postsozialistische Stadt

Der Beitrag erschien unter dem Titel: Berta Erzsébet: Van-e a múltnak jövője? A posztszocialista városok kultúratudományos szemléjének margójár. In: Debreceni Disputa 11 (2010), pp. 38-42. (Gefördert vom TÁMOP 4.2.1./B-09/1/KONV-2010-0007 Projekt im Rahmen des New Hungary Development Plan, sowie vom Europäischen Sozialfonds und dem Europäischen Regionalentwicklungsfond.)

Die postsozialistische Stadt besitzt eine hybride Stadtgestalt. Teils tritt sie in die Nachfolge der von postmodernen Umordnungsprozessen geprägten westeuropäischen Stadt auf, teils repräsentiert sie die gesellschaftlichen und kulturellen Anomalien der postsozialistischen Transformation der ostmitteleuropäischen Region. Die postsozialistische Stadt wird durch die Verknüpfung dieser zwei „Post"-Zustände erschaffen und wirklich hybridisiert.

Die von kommunalpolitischer Seite und der Fachwelt kommende Ablehnung der Städtebaupraxis der Architekturmoderne und die seit den 1970er-Jahren unerlässlich erscheinenden Projekte für neuartige Stadtfunktionen bewirkten in Westeuropa jenen, durch Revitalisierung, Rekonstruktion sowie durch Neubaukonzepte erfolgten Wandel in der Stadtplanung, unter dessen Vorzeichen in den 1990er-Jahren das postmoderne Bild der Städte erwuchs.

Bekanntlich kritisierten die Stadtbenutzer hauptsächlich die sog. Unwirtlichkeitseffekte der modernen Stadt: die auf Transitfunktion reduzierte Stadtraumstruktur, die spröden Bautexturen, die Panelbau-Technologie, die Unbehaglichkeit der Großwohnanlagen sowie das Verschwinden der lokalen Identität. Ebenso bekannt ist, dass die Wohlstandsgesellschaft, die sich in den 1970er-Jahren herausbildete, in Westeuropa nach neuen Stadtkonzepten verlangte. Die auf Produktionsarbeit orientierte, funktionale Stadtidee der Architekturmoderne wurde derart durch die konsumorientierte Idee von der Stadt als Sehenswürdigkeit, als Konsum- und Festivalstadt abgelöst. Diese Stadtidee entwickelte (oder verwendete) jene postmoderne Architektur, die mit ihren farbigen Oberflächen, neueklektisch historisierenden Formen und maßvollen Dimensionen die Illusion der ersehnten Gemütlichkeit ebenso erzeugen konnte, wie die von lokaler Identität.

Die als menschenfremd abgestempelte Architekturmoderne wurde in den systemtransformierenden ostmitteleuropäischen Ländern zudem politisch stigmatisiert. Der in Ungarn verbreitete Wortgebrauch, der den modernen Plattenbau als „Sozreal" tituliert, kommt nicht von ungefähr und es ist nicht bloß Unwissenheit, wenn die öffentliche Meinung die ganze Architektur des Sozialismus für „Sozreal" hält, obwohl die sozialistische Baupolitik bereits seit den 1960er-Jahren das Stadt- und Wohnbaukonzept der Architekturmoderne applizierte.

Aber gerade, weil die kommunistischen Regimes die Architekturmoderne applizierten (allen voran ihre Instrumentalisierung zum Zwecke der Macht bei repräsentativen Bauten), führte dies dazu, dass man sich in der ostmitteleuropäischen Region davon abwandte – und zwar nicht nur ob ihrer (städte)baulichen Mangelhaftigkeit, sondern auch wegen der ideologischen Inhalte, die der modernen Architektur zugeordnet wurden und ihr weiterhin anhaften. Die Abwendung war aus diesen Gründen natürlich viel vehementer.

Die Transformation der Stadt (und der Stadtlandschaft) begann in allen Ländern des ehemaligen Sozialismus mit Destruktionen symbolischen Inhalts (mit Abrissen, mit Demolierungen oder Umfunktionierungen von öffentlichen Parteidenkmälern sowie der Umbenennung von Straßen und Institutionen) und wurde dann durch eine beschleunigte Privatisierung fortgesetzt; infolgedessen kam ein beträchtlicher Anteil des Wohnungsbestandes sowie der gemeinnützigen Bauten und Plätze der Städte in Privatbesitz. Während dieser außergewöhnlich kurzen Periode wurden jedoch weder gravierende Baugesetze erlassen noch solche Institutionen gegründet, die die Bautätigkeit der neuen Eigentümer und Investoren effizient geregelt hätten. Das einstige öffentliche Eigentum, das für den Stadtcharakter der Städte sorgte, war als Privatbesitz nur mehr als Profitquelle von Bedeutung und die für das Mäzenatentum nicht sozialisierten Eigentümer haben auch bedingungslos das Profitpotenzial ihrer Immobilie ausgenutzt. Dadurch konnten sie auch ohne Einschränkung und Bedenken ihren architektonischen und visuellen Geschmack öffentlich zeigen. Da durch die Bautätigkeit der Selbstrepräsentationsanspruch und das Profitinteresse der Eigentümer gleichzeitig befriedigt werden konnten, war in den Städten der ostmitteleuropäischen Postsozialismen die Baufreude groß. Den einstigen sozialistischen Städten wurde ja von Moskau bis Berlin mit einer außergewöhnlichen Geschwindigkeit ein neues Image verpasst – jedoch in einem bausoziologischen Kontext, in dem die Investoren nicht an die Stadt, sondern an den Baugrund, nicht an die Zukunft der Stadt, sondern an den schnellen Profit dachten, wobei das Ganze höchstens durch den Selbstrepräsentationsanspruch modifiziert wurde. Die architektonischen Merkmale der neuen Stadtlandschaft – das megalomane Gebäudevolumen, die dichte Bebauung, die monolithische Verwendungsfunktion (nämlich die Dominanz des Konsums), die eklektisch-postmoderne Formwelt – haben dieses macht- und geschmacksoziologische Beziehungssystem in die Räume der ostmitteleuropäischen Städte der Jahrtausendwende eingeschrieben.

Abbildung 2: Balkonlandschaft in Tiflis, 2008

Freilich schrieben sich in den Stadtraum auch andere Phänomene gesellschaftlicher Transformation ein, nämlich die miteinander einhergehenden Prozesse der Ghettoisierung, der Verslumung, der Gentrifizierung. Sie hinterließen an der Stadtstruktur auch die Spuren der

gesellschaftlichen Segregation. Die Plattenbausiedlungen und die ausverkauften städtischen sozialen Mietwohnungen, in denen Millionen wohnten, konnten natürlich weder abgerissen, noch leicht umgebaut werden, denn ihre neuen Eigentümer verfügten über keine entsprechende Kapitalkraft. Allein mit der Umsiedlung der wohlhabenderen Schichten sowie der Intellektuellen, und der darauf folgenden Ansiedlung neuer Einwohner, bei denen es sich um bildungsferne, sozial benachteiligte, in vielen Fällen arbeitslose Gruppen mit geringem Einkommen handelte, setzte die Verslumung der Plattenbausiedlungen ein. Parallel dazu begannen Revitalisierung und zugleich Isolierung jener architektonisch vernachlässigten Stadtteile, Agglomerationen, in denen sich die wohlhabenden Schichten niederließen. Die funktionalistische, mit ihrer sozialen Symbolik egalisierende, moderne Stadtstruktur, die ab den 1960er-Jahren bis zum Systemwechsel die sozialistische Stadt bestimmte, wurde somit von einer anderen, segregierten Stadtstruktur überschichtet, die aus den spannungsgeladenen Gegenbewegungen der gesellschaftlichen Verarmung/Bereicherung entstanden. Mit einem dem entsprechenden architektonischen Erscheinungsbild natürlich: auf der einen Seite mit den mittels Basteltechnologien „verschönerten" und domestizierten Plattenbauten (mit gemalten Bogen auf den Quadratfenstern, bunt bemalten Balkons, verglasten Loggien), auf der anderen mit den individuell geplanten, einem beliebigen stilistischen Trend (*country home*, postorganische Architektur, Minimal Art) folgenden Hightech-Villen oder -Wohnparks.

Die postsozialistische Stadt stellt eine im Wandel begriffene, offene Stadtformation dar. Lediglich ihre Vergangenheit ist gewiss: es ist dies die sozialistische moderne Stadt. Über eine eigene Zukunftsvorstellung verfügt sie jedoch nicht, und obwohl der Ausgangspunkt ihrer strategischen Planung stets auf die Zukunft ausgerichtet ist, importiert sie die Inhalte dieser Planung aus dem Markenzeichenreservoir westeuropäischer postmoderner Städte. Zumindest bezeugen dies solche Markenzeichen der ungarischen Städte der Jahrtausendwende, wie „kreative Stadt", „grenzenlose Stadt", „lebbare Stadt", „intelligente Stadt". Die – auch im Sozialismus übernommene – moderne urbanistische Idee, wonach die Stadt und ihre Zukunft durch visionäre Architektur (und Architekten) geplant werden können, wurde von der Realität widerlegt, und auch von den postmodernen neoliberalen Stadtstrategien als selbstgefällige Utopie verworfen. Da jedoch in den westeuropäischen Ländern die Institution des offenen Projektplanungssystems einen freien Qualitätswettbewerb, die seit Jahrhunderten reifende Kultur der Demokratie wiederum die Interessenwahrung der Gemeinschaft sicherstellen, können auch sanftere und wechselbeständigere Zukunftsprojekte verwirklicht werden als von einem zentralen Bauwillen geleitete. Mangels dieser politisch prädisponierten Baukultur und Institution werden die ostmitteleuropäischen postsozialistischen Städte (obschon sie von den Direktiven der Politik befreit wurden) den Direktiven des Geldes preisgegeben, die nicht der gemeinsamen Zukunft, sondern der Gegenwart individueller Interessen dienen. Das Marketing der postsozialistischen Stadt verkündet zwar die Parolen der postmodernen *humanitas*, doch die Stadtentwicklung gehorcht den Gründungstechniken des Präkapitalismus.

Abbildung 3: Die Plakatflut der Warschauer Innenstadt, 2007

Die ostmitteleuropäische postsozialistische Stadt ist schwer lebbar. Die unter der Mangelwirtschaft leidenden Entwicklungskonzepte der Stadtverwaltung, die Unsicherheit des Architekturgeschmacks und der Raumgestaltungskultur sowie die sozialen Anomalien, die den Menschen als Stadtraum umgeben, lagern sich als Effekte einer anderen Unwirtlichkeit auf die aus der sozialistischen modernen Stadt geerbte Unbehaglichkeit. Mit ihren hybriden soziologischen und architektonischen Erscheinungsformen ist die postsozialistische Stadt dennoch ein interessantes Phänomen. Die Gesellschaftsgeschichte, die sich als Stadtraum präsentiert, und der Stadtraum, der sich als Gesellschaftsgeschichte lesen lässt, sind einem Laboratorium ähnlich: Politologische und geschichtswissenschaftliche Postsozialismusstudien fokussieren deshalb gerne auf die Stadt, und in der Stadtforschung ist die Auseinandersetzung mit den postsozialistischen Transformationsprozessen ostmitteleuropäischer Städte im Trend. Die Fragestellungen der Kulturanthropologie, der Identitäts- und Gedächtnistheorie eröffneten um die Jahrtausendwende überdies neuere Horizonte für die Erforschung der postsozialistischen Stadt und umgekehrt: in der Erscheinungsform der postsozialistischen Stadt hat die kulturelle Gedächtnisforschung auf ein paradigmatisches Untersuchungsobjekt getroffen. Denn die Stadt (in der die historische Zeit tektonisch, in den Raumschichten der Architektur sich als synchrone Erfahrung vor uns auftut) ist eine wahrhaftige „Gedächtnismaschine“, die die Ungleichzeitigkeit der Vergangenheiten in die Gleichzeitigkeit des Raumes verwandelt. Besonders lehrreich erweisen sich ferner die durch Zeitsprünge und Zeitüberlappungen markierten Stadien der Halb-Vergangenheit, wenn sich die Rhythmik der gesellschaftlichen Prozesse mal beschleunigt, mal abbremst, und der städtische Raum die kulturellen Zeiten nicht schlicht übereinander schichtet (wie dies in der organischeren Geschichte der europäischen Stadt vorwiegend der Fall war), sondern – im Licht der Kollision der abweichenden architektonischen Charaktere, gewissermaßen heuristisch – den ungleichzeitigen Augenblick enthüllt. Denn so sind ihrer Eigenart nach postsozialistische Stadträume und -landschaften.

Abbildung 4: Godzilla und King Kong kämpfen um die DDR-Architektur. Kommentar zu den Abrissplänen der Wohnblöcke des Brühl in Leipzig, >>archlegue leipzig<<, 2003

Die kulturwissenschaftliche Lektüre der postsozialistischen Stadt

„Zwanzig Jahre nach dem Umbruch von 1989/90 gilt der Sozialismus als politische Ideologie und gesellschaftliches System längst als abgelegt, gehört er der Vergangenheit an.“[1] Doch hinsichtlich der gesellschaftlichen Bewusstseinszustände, der Wahrnehmungs- und Verhaltensmuster, der kollektiven Gedächtnismechanismen befinden wir uns in einer Epoche der „Halb-Vergangenheit“, in der das aus den persönlichen Erinnerungen der Zeitzeugen basierende kommunikative Gedächtnis, in das das medial codierte kulturelle Gedächtnis mündet, womit der Sozialismus nun nicht nur aus ideologischer, politischer und wirtschaftlicher Perspektive, sondern auch aus dem Blickwinkel der Erinnerung zur Vergangenheit wird. Diese gedächtnistheoretische Grundlegung bildet den Ausgangspunkt des von der Kulturanthropologin Tímea Kovács unter dem Titel *Halb-Vergangenheit. Städtische Räume und urbane Lebenswelten vor und nach 1989* herausgegebenen Sammelbandes. Die Fallstudien des Bandes legen jene Zusammenhänge frei, die zwischen Stadtentwicklung und städtischem Leben sowie den sozialistischen Ideologien in Ungarn, Polen, der Tschechoslowakei und der DDR bestanden, und präsentieren jene in der Architekturszene sich manifestierenden symbolischen Machtspiele der Vergangenheitsdeutung, in deren Aktionsraum sich die Stadt nach dem Sturz des Sozialismus in Ostmitteleuropa konstituiert.

Die Konstruktion der Vergangenheit (eine Voraussetzung der Identitätsstiftung der Stadt als *polis*) ist Interpretationsarbeit und rituelle Übung zugleich, wodurch inhaltslos gewordene gesellschaftliche und städtische Räume (Leerraum) zu Freiräumen, zu Oberflächen der Erschaffung der gemeinschaftlichen Wertewelt werden können und die Raumbesetzung zu einer symbolischen Landnahme führen kann. „Der Zerfall des sozialistischen Systems stellte die Staaten Osteuropas [...] vor die Kardinalaufgabe, eine Uminterpretation der eigenen Geschichte vornehmen zu müssen“[2] – meint der russische Kunsthistoriker Alexej Kometsch im anderen repräsentativen Band der kulturwissenschaftlichen Stadtforschung. Der Sammelband, von Adelheid Pichler und Gertraud Marinelli-König herausgegeben,*Kultur – Erbe – Stadt. Stadtentwicklung und UNESCO-Mandat in post- und spätsozialistischen Städten*, kann beinahe als Zwillingsband der *Halb-Vergangenheit* gelesen werden.

Im weiten Begriffsnetz des Bauerbes, sich zugleich jedoch die Praxis der Denkmalschutzregelungen vor Augen haltend, gehen auch die Fallstudien dieses Bandes der Frage nach, wie einerseits die postsozialistische Stadt mit der übergebliebenen Architektur des Sozialismus, andererseits mit der Absenz, die diesem Erbe anhaftet, umgeht. Die Frauenkirche in Dresden, der Potsdamer Platz oder das Stadtschloss in Berlin, die Christ-Erlöser-Kathedrale in Moskau, das Regnum Marianum in Budapest, der ganze historische Stadtkern von Warschau sind keine durch die Zeit beschädigten historischen Denkmäler, sondern solche Objekte, die in der Codierung symbolischer Abrisse, Demolierungen und Umbauten des Sozialismus, von der jüngsten Vergangenheit als Absenz oder als Ruine weitertradiert wurden. Mit ihrer längst vergangene Zeiten simulierenden Wiedererrichtung wird die Spur der jüngsten Vergangenheit einfach ausgelöscht. Eine Ebene der Zeit – die zumindest als Mahnung bedeutsame sozialistische Periode – entschwindet nämlich, wenn an die Stelle des Erinnerungszeichens der durch den Zeitriss hervorgerufenen Absenz sozusagen das Original zurückgestellt wird – genauer gesagt (denn anders geht es gar nicht): seine korrigierte, mittels moderner Stoffe und Technologien und im Sinne gegenwärtiger Funktionsbedürfnisse aktualisierte Kopie. In seiner Beschreibung der Wiedererrichtung der Christ-Erlöser-Kathedrale bezeichnet Alexej Kometsch diesen russlandweit praktizierten postsozialistischen Umgang mit Denkmälern als Mimikry (макетирование), die nicht zur Vergangenheit zurückführt, sondern lediglich die Hybris der jetzigen Erbauer und die Unzulänglichkeit ihres Vergangenheitsbewusstseins symbolisiert (was in der feinsinnigen Moskauer Sprache auch zum Ausdruck kommt, wenn die neue-alte Kathedrale als „Erlöser auf den Garagen“ bezeichnet wird).

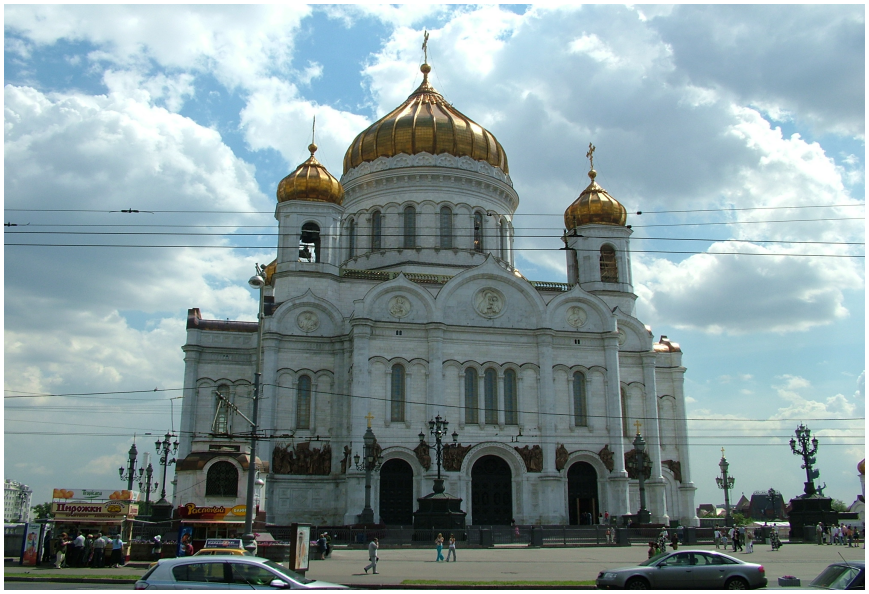

Abbildung 5: Die wiedererrichtete Christ-Erlöser-Kathedrale in Moskau, um 2000

Deswegen hält auch die urbanistische Architekturhistoriken Karin Wilhelm den viel umstrittenen Potsdamer Platz für eine gelungene architektonische Handhabung der sozialistischen Vergangenheit, weil der leere Grund – von dem Gebäude und Räume, die natürlichen Stützen des Gedächtnisses (die *loci*), fehlten – mit solchen architektonischen Formen und Funktionen bevölkert wurde, die gerade durch ihre Kommerzialität und ihren kommerziellen Hightech-Lösungen jenen Unterschied vergegenwärtigen können, der zwischen dem einstigen und jetzigen Platz liegt, mehr noch: notwendigerweise liegen muss.[3] In der berühmten Szene in Wim Wenders' Films *Der Himmel über Berlin* kann die Leere, – die nicht nur die Identifizierung des Platzes, sondern auch die Erinnerung blockiert –, nur durch negative Beschreibung, durch die Fehlliste der Bauten der Vergangenheit gefüllt werden. Aber solange der Greis, eine über den Zeitfortgang nachsinnende Erzählfigur des Films, das Warenhaus Wertheim (eine Metonymie des Platzes) sprachlich als Absenz heraufbeschwören konnte, kann es für den Menschen unserer Tage visuell nicht durch die gotisierende, frühmoderne Architektur des einstigen Planers Alfred Messel gegenwärtig werden, sondern durch das futuristische Sony Center Helmut Jahns – könnte man die Ansichten des Aufsatzes weiterdenken.

Abbildung 6: Warenhaus Wertheim, Berlin, um 1900

Abbildung 7: Alfred Messel: Warenhaus Wertheim, Berlin, um 1920

Diese Argumentationsweise vertritt jedoch nur die eine Position in den gesellschaftlichen Debatten rund um die Wiedererrichtungen ehemaliger, durch Kriege zerstörter, von kommunistischen Regimen abgerissener Bauten.

Denn der Postsozialismus schreibt in den geteilten Stadträumen des Sozialismus auch neue trennende Träume ein (auch Karin Wilhelms Aufsatz trägt den Titel *Geteilte (T)Räume*) – wie dies die gesellschaftliche Forderung nach vollständiger Wiedererrichtung solcher Gebäude zeigt, die (eine) andere Vergangenheit(en) repräsentieren und nach der spurlosen Beseitigung jener, die der sozialistischen Vergangenheit nachspüren. Darin artikuliert sich der Vergangenheitsbedarf andersartiger Erinnerungsgemeinschaften sowie ihr ausdrücklicher Wille, durch das Gebäude der älteren, auf das Fundament andersartiger Ideen erbauten Vergangenheit auch symbolisch auf der Landkarte der Stadt Platz zu nehmen. In diesem Sinne wurde in Berlin der als DDR-Ikone bekannte Palast der Republik abgerissen (denn die Bezugnahme auf die veraltete Bausubstanz, die Asbestisolierung des Gebäudes war „nur" mehr der gesellschaftliche Konsens, der den Abriss sanktionierte) und der Wiederaufbau des Stadtschlosses in Aussicht genommen.

Abbildung 8: Helmut Jahn: Sony Center, Berlin, um 2000

Was in Westeuropa der 1980er-Jahre die postmoderne Historisierung der Stadt war (Ausweitung der Denkmalrestauration auf ganze Bezirke; Rekonstruktion historischer Stadtkerne), ist im Postsozialismus zugleich auch das Bauritual rund um die Erschaffung der legitimierenden Vergangenheit. So wird das ohnehin akute Dilemma des historisierenden Städtebaus – welche Vergangenheit, welche architektonische Schicht(en) der Stadt restauriert werden

soll(en) – ideologisch aufgeladen. Doch die Frage, welche Vergangenheit Zukunft hat, entscheiden die Machtverhältnisse. Auch in dem unter dem Titel *Halb-Vergangenheit* erschienenen Sammelband behandeln mehrere Aufsätze jene in (städte)baulichen Angelegenheiten artikulierten gesellschaftlichen Debatten, bei denen es um die Frage ging, wem die Stadt gehören soll. Der Beitrag des Kunsthistorikers Arnold Bartetzky stellt am Beispiel polnischer, estnischer, ostdeutscher und tschechischer Städte die oft heftigen, sogar in offene gesellschaftliche Konflikte mündenden Kontroversen vor.[4] In den Jahren des Systemwechsels entflammte die Debatte um die spontanen Denkmalstürze und Abrisse von Plattenbauten, die die Einwohner (in Moskau durch das tatsächliche Anzünden ihres Hauses) selbst erzwungen haben. Im ethnisch gemischten Tallinn brachen infolge der Entfernung einer öffentlichen Statue, eines Erinnerungszeichens der sowjetischen Besatzung, bzw. – und da kommt die kontroverse Geschichtsdeutung zu Wort – eines heroischen Denkmals der Befreiung Straßenkrawalle aus. Gegen die Kommerzialisierung, die durch architektonische Gattungen wie Plazas, Malls, Banken, und visuellen Ikonen des globalisierten Handels und Konsums (Riesenplakate, Logowände, LED-Wände) die durchpolitisierten Räume der sozialistischen Stadt zu einem anderen „Nicht-Ort" umwandelte, protestierte um die Jahrtausendwende in Warschau die Kirche, in Sofia traten Künstler mit ihren öffentlichen Performances auf. Dennoch löste diese städtebauliche Tendenz, die auch in dem Sammelband *Kultur – Erbe – Stadt* als für postsozialistische Stadtentwicklung typisch beschrieben und vom englischen Historiker Gregory Andrusz mit *From Wall to Mall* auf eine passende Formel gebracht wird, keinesfalls einen tiefen Protest aus.[5] Dies mag wohl ebenfalls Erbe des Sozialismus sein: Der hinterlassene Konsumhunger ist anscheinend kein trennender Traum, sondern verbindender Handlungsraum, deshalb ist die Mall ein so gerne besiedelter Stadtraum.

Oder doch nicht? Die zitierte Studie Bartetzkys thematisiert ausführlich die Baugeschichte des Brühls in Leipzig. Die moderne Wohnanlage von damals, an einem frequentierten Ort der Stadt für die Eliten des Sozialismus errichtet, wurde nach dem Systemwechsel von seinen elitären „Ureinwohnern" sukzessive verlassen; sie entvölkerte sich zum Teil, zum Teil zogen sozial heruntergekommene Schichten ein. Doch die städtische Wohnungsbaugesellschaft lies dies zu, in der Hoffnung, künftig günstig über ein wertvolles Grundstück verfügen zu können. Um die Jahrtausendwende war der Stadtbezirk derart verslumt und kriminalisiert, dass die Leipziger den Abriss des Brühls forderten. Seine neuen Einwohner protestierten natürlich. Die Situation wurde von einem Kitschmaler gelöst: Er verwendete die Betonwand als Riesenplane, bemalte die gesamte Oberfläche in einem pseudo-naiven Stil und platzierte unter den trivialen Bildern geschickt die Logos und Markenzeichen jener Unternehmen, die die Aktion gesponsert hatten. Die Verpackungsaktion brachte jedoch nur eine Zwischenlösung: Gegen die Infantilisierung und die Parodierung des Sozialismus protestierten nun die „Ureinwohner" des Brühls. Aus dem Zusammenstoß der Erinnerungsfronten ging schließlich das Geld siegreich hervor: Der Brühl wurde von einem Investor gekauft, an seiner Stelle soll nun ein Einkaufszentrum entstehen. Derzeit läuft gerade der Kampf gegen die Mall-Pläne. Eine Erinnerungsgemeinschaft, jene, die sich dafür einsetzt, dass der Wall (die Berliner Mauer) zur Gedenkstätte erklärt wird, sieht darin die Demütigung der DDR-Architektur.

From Wall to Mall. From Mall to Wall? Von der Mauer zum Einkaufszentrum. Und zurück? In der Tat: die bestimmende RaumZeit der postsozialistischen Urbanisierungsprozesse ist die Halb-Vergangenheit der Erinnerung.

(Übersetzung aus dem Ungarischen: Ágoston Zénó Bernád)

Anmerkungen

1 Kovács, Tímea: Einleitung. In: Dies. (Hg.): Halb-Vergangenheit. Städtische Räume und urbane Lebenswelten vor und nach 1989. Berlin: Luka 2010, pp. 7-14, hier p. 7.

2 Kometsch, Alexej: Hat die Vergangenheit eine Zukunft? In: Pichler, Adelheid/Marinelli-König, Gertraud (Hg.): Kultur – Erbe – Stadt. Stadtentwicklung und UNESCO-Mandat in post- und spätsozialistischen Städten. Ein Vergleich aus kulturwissenschaftlicher Perspektive. Innsbruck et al.: Studien Verlag 2008 (Gedächtnis – Erinnerung – Identität 8), pp. 33-43, hier p. 34.

3 Wilhelm, Karin: GETEILTE (T)RÄUME – zur Kartographie der Erinnerungen in Berlin und anderswo. In: Pichler/Marinelli-König 2008, pp. 279-295.

4 Bartetzky, Arnold: Wem gehört die Stadt? Auseinandersetzungen um Stadtbilder und Stadträume im postsozialistischen Europa. In: Kovács 2010, pp. 15-32.

5 Andrusz, Gregory: From Socialist to Post-Socialist City: A Journey from Wall to Mall and from Security to Risk. In: Pichler/Marinelli-König 2008, pp. 11-31.